

Preis

40

Groschen



Monatsabonnement

9,— S

Neues Österreich

Redaktion, Verwaltung, Versand
und Anzeigenannahme:

Wien, VII., Seidengasse 3—11
Telephon B 39-5-40 Serie

Erscheint außer Montag täglich

ORGAN DER
DEMOKRATISCHEN EINIGUNG

★ Nummer 1460

Sonntag, 5. Februar 1950

6. Jahrgang (Nr. 30)

Die Hintertreppe

Von Otto Basil

Unsere Urgroßeltern verschlangen H. Claurens „Mimili“ (von Hauff köstlich parodiert), unsere Großeltern lasen die pikanten Romane Paul de Kocks, die überall in Europa, bis zum Ural, in Massenaufgaben verbreitet wurden. Und wenn man Dostojewskij glauben darf, so war es in der damaligen guten Gesellschaft keine besondere Empfehlung, beim Lesen von „La femme, le mari et l'amant“ betreten zu werden. In diese Kategorie der niederen Gebrauchs- und Unterhaltungsliteratur gehören zum Teil auch Sue, die Birch-Pfeiffer, Ernst Raupach, die Brontë, die Beecher-Stowe, die Marlitt und alle andern Blaustrümpfe beiderlei Geschlechts, welche diese Autoren nachäfften. (Daß der rührselige, aber sichtlich gut gemeinte Tendenzroman „Onkel Toms Hütte“ einen blutigen Krieg entfesseln half, ist ein Hintertreppenwitz der Weltgeschichte.)

Unsere Mütter weinten noch über sämtlichen Fortsetzungen des „Trotzkopf“, der, wie man in den Buchläden sehen kann, noch immer nicht ausgetrotzt hat; unsere Väter, als sie vierzehn waren, begeisterten sich für Cooper, Conan Doyle, den Captain Marryat und für Karl May. Karl May, eine ins Männliche transponierte Marlitt, aber mit zweifellos genialen Fabuliererzügen, war für uns Buben bereits ein Klassiker. Wir fraßen alle seine Bücher mit wilder Leidenschaft, und als wir das letzte zugeklappt hatten, öffneten wir mit Nietzsches „Zarathustra“ ein neues Lebensäon. Nur Franz Treller konnte an Karl May halbwegs heran: seine zügellosen Abenteuerromane, ganz im romantischen Geiste Gerstäckers erzählt, hatten für die Psyche des heraufdämmernden männlichen Flegelalters ungefähr die gleiche Faszination wie Hedwig Courths-Mahlers „Ich lasse dich nicht!“ für den Geschmack der gleichaltrigen Mädchen. Gemeinsam aber lasen wir mit

erhitzten Köpfen die hunderttausend bunten Hefte der „Prinzeß Übermut“, in denen sich zwischendurch auch schon leicht erotische Anklänge fanden.

Die hektische Industrialisierung des Verlagsgeschäftes ließ schon in den Gründerjahren das Kolportageheftchen in großen Massen, besonders in der Provinz, auftauchen. Agenten gingen von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus und schwatzten den biedereren Landleuten die primitivsten Schundromane auf, die damals in Form von Lieferungen zu Tausenden erschienen. Und so kann es passieren, daß einem noch heute in verregneten Sommerfrischen vom Herbergsvater zugemutet wird, Kompanpakete wie „Siegfried, der Ringkämpfer, oder Manneskraft und Frauenherz“, „Der Graf von Charolais“ und „Wenzel Kummer, der Räuber der Mazocha“ zu schlucken.

Als die um die Jahrhundertwende Geborenen zwölf oder vierzehn waren, lasen sie mit ziemlicher Ausschließlichkeit Detektivgeschichten. Doch nicht etwa die Abenteuer des Sherlock Holmes — diese Erzählungen waren uns zu langweilig, ihr künstlerisches und psychologisches Drum und Dran, das wundervoll „Atmosphärische“ an ihnen hinderten uns am reinen Genuß der Story. Nein, wir kauften uns von dem ersparten Taschengeld — 50 Heller kostete ein Exemplar — die grellen Nick-Carter-Hefte und die ebenso knallige John-Wilson-Serie. (Tom Shark, Percy Stuart und Arsène Lupin gab es damals noch nicht.) Sagen Ihnen die folgenden Titel etwas? „Der Mord im Bahnwärterhäuschen“, „Der unheimliche Stelzenläufer“, „Ein gefährliches Erfindergenie“, „Das Verbrechen in der dritten Etage“. Manche von uns hatten ganze Stöße von solcher „Literatur“ und hüteten sie wie ihren Augapfel. Die Extravaganteren unter uns verstiegen sich bis zu

den sogenannten „Kapitän-Nemo“-Heften — das waren Geschichten von atemberaubend spannenden Weltraumfahrten —, die von fürchterlichen Begegnungen mit Sauriern auf der Venus, von Schätzen und Überbleibseln einer uralten Mondkultur, von Scharmützeln mit Weltraumpiraten auf dem Uranus erzählten. Aber der Tauschwert dieser kosmischen Thriller war wesentlich geringer als der der John-Wilson-Hefte, die lange Zeit den höchsten Kurs hielten. In dieser Serie gab es sogar eine Art blauer Mauritius: das unerhört seltene Heft „Bill Max, der lebende Tod“.

*

Einbilden dürfen wir uns gewiß nichts darauf, daß wir bei solcher Lektüre unsere Vorpubertätszeit verlebt haben. Vielleicht ist es auch eine Alterserscheinung, wenn man alles, was früher war und die eigene Kindheit betrifft, als schöner, großartiger und besser empfindet als das, was heute interessiert und die Gemüter bewegt. Jedenfalls: die Heftchen-Literatur von 1910 scheint uns in der Erinnerung von geradezu Goethescher Geistesgröße gewesen zu sein, verglichen mit dem, was man heute in dieser Art bei den Zeitungsständen verhökert. Noch eine Courths-Mahler, eine Anny von Panhuys, eine Thea von Harbou und auch sämtliche Autoren verschollener Engelhorn- und Ullstein-Reihen waren reine Dichter und Toren gegenüber den heutigen Kitsch- und Schundfabrikanten, bei denen man sich ganz gut vorstellen kann, daß sie Romandichtmaschinen und Ideen-Roboter auf ihren üppigen schriftstellerischen Plantagen beschäftigen.

Da gibt es zum Beispiel die Seuche der Comic Strips und die furchtbare Geißel der Bilderromane, deren Texte — um das Auffassungsvermögen des Durchschnittslesers ja nicht zu überanstrengen — auf ein Minimum zurückgedrängt sind: Was die handelnden Personen sprechen und denken, steht in einer Luftblase, die entweder aus dem Munde oder dem Gehirn der gezeichneten und neuerdings photographierten Gestalten hervorquillt.

Die Helden und Heldinnen dieser Bildergeschichten müssen akkurat so aussehen, wie die Leser und Käufer selber aussehen möchten oder sich ihre Partner wünschen. Die Männer müssen groß und schlank, schmalhüftig und breitschultrig sein, das Haar dunkel und gewellt, das Auge leicht melancholisch, der Ausdruck zärtlich, aber entschlossen, unerschrocken in der Gefahr, aber verträumt in der Liebe, zunächst vielleicht unverschuldet arm, doch zu künftiger Ruhme und Reichtum berufen. Und wie will der Halbwüchsige das Mädchen? Eine Kaskade von seidig-weichem, blondlockigem Haar, gewölbte Brauen über großen, dunklen, schwerbewimperten Augen, mit einem schmachtdenen, saugenden, verheißenden Blick, eine schmale Nase mit Flügeln, die vor Sehnsucht leise bebend, geschwungene, fleischige,

feuchte Lippen, die leicht geöffnet sind — so will er „sie“: als ein berückendes Konzentrat von Sex-Appeal und Glamour, als Vamp in allen Stellungen und Gangarten.

Amerika hat uns die Comic Strips geschenkt; Italien war es vorbehalten, das Geburtsland des „fotoromanzo“, des photographierten Liebes- und Abenteuerromans zu werden. Dieser steht an stupider Primitivität der gezeichneten oder nur erzählten Kolportage nicht nach. Vorläufig scheint er die letzte Etappe auf dem rückläufigen Weg zur Bilderschrift zu sein, den die Menschheit hier eingeschlagen hat. Es ist nicht schwer zu prophezeien, was nachfolgen wird: der Fotoroman in Technicolor. Und als vielleicht allerletzter, bereits unartikulierter Schrei: die Ersetzung des Hintertreppenromans durch die Hintertreppenschalplatte.

Hier muß übrigens einer Literaturform gedacht werden, die gleichfalls eine amerikanische Erfindung ist und von der wir nur hoffen können, daß sie niemals in Europa auftaucht: der sogenannten „condensed literature“. Irgend ein berühmtes Werk der Weltliteratur, die „Divina commedia“ oder Shakespeares „Coriolan“ oder Edgar Allan Poes „Untergang des Hauses Usher“, wird von eigens hiezu gedruckten Bearbeitern auf den Umfang und den geistigen Gehalt eines Kinoprogrammtextes „kondensiert“, das heißt: es wird die reine Fabel herausgefiltert. Hierauf illustriert man das Ganze im Stil und in den blühenden Farben einer Kino- oder Revuereklame. Kondensierte Literaturwerke in Heftchenform gibt es drüben schon zu Millionen, ohne daß man viel dagegen tun kann. Berufen sich doch die Hersteller und Verbreiter dieses Hyperschunds auf die gute Absicht, in dieser Weise Meisterwerke der Weltliteratur „popularisieren“ zu helfen.

*

Ist Abhilfe möglich? Ist das Schundromanhäftchen, in welchem technisch vervollkommnete Verpuppungen immer es noch schlüpfen wird, unausrottbar?

Jeder erwachsene Mensch hat seine geheimen Neigungen, seine verborgenen Seelengärtlein, die er nur gelegentlich betritt, um sich ein Neuröslein abzupflücken, auch wenn dieses noch so dornig ist. Als Kind ist man da viel aufrichtiger: trotz den gewaltsam geübten Sublimierungsversuchen von Schule und Elternhaus benimmt man sich genau so grausam, wie man ist, oder man gehabt sich so romantisch, weil man eben so empfindet. Man skalpiert, wenn man skalpieren will — zum Glück für die Erkorenen nur in der Phantasie. Man heiratet den jungen Grafen Udo Schoißengeier, weil man ihn mit allen Fasern eines hingebenden Jungmädchenherzens liebt — zum Trost der Angehörigen gleichfalls nur in der Phantasie. Ich möchte den Lausbuben kennen, der seinen emsig gesammelten Buffalo-Bill-Heften Stifters „Feldblumen“ vorzieht. Es soll ja Wunderkinder geben, die mit zwölf die Reden des Gotamo Buddho lesen. Wir trugen jedenfalls in diesem paradiesischen Alter Trapperhüte auf dem Kopf und hatten aufgenähte Fransen an den auch so ausgefransten Hosen. Und wir vergruben das Kriegsbeil in

der Nähe der Römischen Ruine des Schönbrunner Parks und konnten es dann zu unserem Leidwesen nie mehr finden, obwohl wir ganz genaue Situationskizzen hatten, die in berußte Rehlederflecke eingeritzt waren. Und unsere Kusinen und kleinen Freundinnen waren unsere (verachteten) Squaws. Sie saßen im häuslichen Wigwam, lasen die Nataly von Eschstruth oder gar schon den Ganghofer. Glauben Sie, daß wir keine Indianer geworden wären, wenn wir Karl May, Buffalo Bill und Franz Treller nicht gelesen hätten?

Heute, wo wir alle leider längst schon wieder Bleichgesichter sind, muß ich sagen, daß der Schund lange nicht so gefährlich ist wie der Kitsch. Denn Kitsch ist Schund auf der Ebene der Kunst. Kitsch ist Täuschung, Lüge und Imitation. Kitsch arbeitet mit dem Raffinement, mit der Sublimation, ja sogar mit dem Ethos echter Kunst. Und ist doch nur Schund —

hundsgemeiner, erbärmlicher Schund. Da ist mir dieser ohne Maske schon lieber.

Ich weiß, Sie erwarten von mir sittliche oder zumindest ästhetische Entrüstung. Mir begegnet aber schon seit Jahren immer das Folgende: Ich sitze in der Bahn und mein Gegenüber ist ein kultivierter, intelligenter, sympathischer Herr in mittleren Jahren (oder eine nette, liebenswürdige, gebildete Dame). Er könnte Arzt, Rechtsanwalt, Mittelschulprofessor oder Prokurist sein; sie ist anscheinend gut verheiratet, hat Kinderstube und vielleicht auch eine Stube voller Kinder. Nach einer Weile zieht er (sie), allerdings nicht mit übertriebener Auffälligkeit, die Reiselektüre aus der Tasche. Was, glauben Sie, liest er (sie)? Nicht Stifter und auch nicht den ewigen Buddho...

Sollten Sie am Ende selbst dieser Herr (diese Dame) sein?

Die Hintertreppe

Von Otto Basil

Unsere Urgroßeltern verschlangen H. Claurens „Mimili“ (von Hauff köstlich parodiert), unsere Großeltern lasen die pikanten Romane Paul de Kocks, die überall in Europa, bis zum Ural, in Massenaufgaben verbreitet wurden. Und wenn man Dostojewskij glauben darf, so war es in der damaligen guten Gesellschaft keine besondere Empfehlung, beim Lesen von „La femme, le mari et l'amant“ betreten zu werden. In diese Kategorie der niederen Gebrauchs- und Unterhaltungsliteratur gehören zum Teil auch Sue, die Birch-Pfeiffer, Ernst Raupach, die Brontë, die Beecher-Stowe, die Marlitt und alle andern Blaustrümpfe beiderlei Geschlechts, welche diese Autoren nachhäfteten. (Daß der rührselige, aber sichtlich gut gemeinte Tendenzroman „Onkel Toms Hütte“ einen blutigen Krieg entfesseln half, ist ein Hintertreppenzwitz der Weltgeschichte.)

Unsere Mütter weinten noch über sämtlichen Fortsetzungen des „Trotzkopf“, der, wie man in den Buchläden sehen kann, noch immer nicht ausgetrotzt hat; unsere Väter, als sie vierzehn waren, begeisterten sich für Cooper, Conan Doyle, den Captain Marryat und für Karl May. Karl May, eine ins Männliche transportierte Marlitt, aber mit zweifellos genialen Fabuliererzügen, war für uns Buben bereits ein Klassiker. Wir fraßen alle seine Bücher mit wilder Leidenschaft, und als wir das letzte zu geklappt hatten, öffneten wir mit Nietzsches „Zarathustra“ ein neues Lebensan. Nur Franz Treller konnte an Karl May halbwegs heran: seine zugellosen Abenteuerromane, ganz im romantischen Geiste Gerstäckers erzählt, hatten für die Psyche des heraufdämmernden männlichen Flegelalters ungefähr die gleiche Faszination wie Hedwig Courths-Mahlers „Ich lasse dich nicht!“ für den Geschmack der gleichaltrigen Mädchen. Gemeinsam aber lasen wir mit

erhitzten Köpfen die hunderttausend bunten Hefte der „Prinzeß Übermut“, in denen sich zwischendurch auch schon leicht erotische Anklänge fanden.

Die hektische Industrialisierung des Verlagsgeschäftes ließ schon in den Gründerjahren das Kolportageheftchen in großen Massen, besonders in der Provinz, auftauchen. Agenten gingen von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus und schwatzten den biedereren Landleuten die primitivsten Schundromane auf, die damals in Form von Lieferungen zu Tausenden erschienen. Und so kann es passieren, daß einem noch heute in verregneten Sommerfrischen vom Herbergsvater zugemutet wird, Komanpakete wie „Siegfried, der Ringkämpfer, oder Manneskraft und Frauenherz“, „Der Graf von Charolais“ und „Wenzel Kummer, der Räuber der Mazocha“ zu schlucken.

Als die um die Jahrhundertwende Geborenen zwölf oder vierzehn waren, lasen sie mit ziemlicher Ausschließlichkeit Detektivgeschichten. Doch nicht etwa die Abenteuer des Sherlock Holmes — diese Erzählungen waren uns zu langweilig, ihr künstlerisches und psychologisches Drum und Dran, das wundervoll „Atmosphärische“ an ihnen hinderten uns am reinen Genuß der Story. Nein, wir kauften uns von dem ersparten Taschengeld — 50 Heller kostete ein Exemplar — die grellen Nick-Carter-Hefte und die ebenso knallige John-Wilson-Serie. (Tom Shark, Percy Stuart und Arsène Lupin gab es damals noch nicht.) Sagen Ihnen die folgenden Titel etwas? „Der Mord im Bahnhäuserhäuschen“, „Der unheimliche Stelzenläufer“, „Ein gefährliches Erfindergenie“, „Das Verbrechen in der dritten Etage“. Manche von uns hatten ganze Stöße von solcher „Literatur“ und hüteten sie wie ihren Augapfel. Die Extravaganteren unter uns verlegten sich bis zu

den sogenannten „Kapitän-Nemo“-Heften — das waren Geschichten von atemberaubend spannenden Weltraumfahrten —, die von fürchterlichen Begegnungen mit Sauren auf der Venus, von Schätzen und Überbleibseln einer uralten Mondkultur, von Scharmützeln mit Weltraumpiraten auf dem Uranus erzählten. Aber der Tauschwert dieser kosmischen Thrillers war wesentlich geringer als der der John-Wilson-Hefte, die lange Zeit den höchsten Kurs hielten. In dieser Serie gab es sogar eine Art blauer Mauritius: das unerhört seltene Heft „Bill Max, der lebende Tod“.

*

Einbilden dürfen wir uns gewiß nichts darauf, daß wir bei solcher Lektüre unsere Vorpubertätszeit verlebt haben. Vielleicht ist es auch eine Alterserscheinung, wenn man alles was früher war und die eigene Kindheit betrifft, als schöner, großartiger und besser empfand als das, was heute interessiert und die Gemüter bewegt. Jedenfalls: die Heftchen-Literatur von 1910 scheint uns in der Erinnerung von geradezu Goethescher Geistesgröße gewesen zu sein, verglichen mit dem, was man heute in dieser Art bei den Zeitungsständen verhöhet. Noch eine Courths-Mahler, eine Anny von Panhuys, eine Thea von Harbou und auch sämtliche Autoren verschollener Engelhorn- und Ullstein-Reihen waren reine Dichter und Toren gegenüber den heutigen Kitsch- und Schundfabrikanten, bei denen man sich ganz gut vorstellen kann, daß sie Romandichtmaschinen und Ideen-Roboter auf ihren üppigen schriftstellerischen Plantagen beschäftigen.

Da gibt es zum Beispiel die Seuche der Comic Strips und die furchtbare Geißel der Bilderromane, deren Texte — um das Auffassungsvermögen des Durchschnittslesers ja nicht zu überanstrengen — auf ein Minimum zurückgedrängt sind: Was die handelnden Personen sprechen und denken, steht in einer Luftblase, die entweder aus dem Munde oder dem Gehirn der gezeichneten und neuerdings fotografierten Gestalten hervorquillt.

Die Helden und Heldinnen dieser Bildergeschichten müssen akkurat so aussehen, wie die Leser und Käufer selber aussehen möchten oder sich ihre Partner wünschen. Die Männer müssen groß und schlank, schmalhüftig und breitschultrig sein, das Haar dunkel und gewellt, das Auge leicht melancholisch, der Ausdruck zärtlich, aber entschlossen, unerschrocken in der Gefahr, aber verträumt in der Liebe, zunächst vielleicht unverschuldet arm, doch zu künftiger Ruhme und Reichtum berufen. Und wie will der Halbwüchsige das Mädchen? Eine Kaskade von seidig-weichem, blondlockigem Haar, gewölbte Brauen über großen, dunklen, schwerbewimperten Augen, mit einem schmächtenden, saugenden, verheißenden Blick, eine schmale Nase mit Flügeln, die vor Sehnsucht leise bebend, geschwungene, fleischige,

feuchte Lippen, die leicht geöffnet sind — so will er „sie“: als ein berückendes Konzentrat von Sex-Appell und Glamour, als Vamp in allen Stellungen und Gangarten.

Amerika hat uns die Comic Strips geschenkt; Italien war es vorbehalten, das Geburtsland des „fotoromano“, des fotografierten Liebes- und Abenteuerromans zu werden. Dieser steht an stupider Primitivität der gezeichneten oder nur erzählten Kolportage nicht nach. Vorläufig scheint er die letzte Etappe auf dem rückläufigen Weg zur Bilderschrift zu sein, den die Menschheit hier eingeschlagen hat. Es ist nicht schwer zu prophezeien, was nachfolgen wird: der Photoroman in Technicolor. Und als vielleicht allerletzter, bereits antikulter Schrei: die Ersetzung des Hintertreppensromans durch die Hintertreppenschalplatte.

Hier muß übrigens einer Literaturform gedacht werden, die gleichfalls eine amerikanische Erfindung ist und von der wir nur hoffen können, daß sie niemals in Europa auftaucht: der sogenannten „condensed literature“. Irgend ein berühmtes Werk der Weltliteratur, die „Divina commedia“ oder Shakespeares „Coriolan“ oder Edgar Allan Poes „Untergang des Hauses Usher“, wird von eigens hiezu gedrückten Bearbeitern auf den Umfang und den geistigen Gehalt eines Kinoprogrammtextes „kondensiert“, das heißt: es wird die reine Fabel herausgefiltert. Hierauf illustriert man das Ganze im Stil und in den blühenden Farben einer Kino- oder Revuereklame. Kondensierte Literaturwerke in Heftchenform gibt es drüben schon zu Millionen, ohne daß man viel dagegen tun kann. Berufen sich doch die Hersteller und Verbreiter dieses Hyperschunds auf die gute Absicht, in dieser Weise Meisterwerke der Weltliteratur „popularisieren“ zu helfen.

Ist Abhilfe möglich? Ist das Schundromaneftchen, in welchem technisch vervollkommnete Verpuppungen immer es noch schlüpfen wird, unausrottbar?

Jeder erwachsene Mensch hat seine geheimen Neigungen, seine verborgenen Seelengärtlein, die er nur gelegentlich betritt, um sich ein Neuröslein abzupflücken, auch wenn dieses noch so dornig ist. Als Kind ist man da viel aufrichtiger: trotz den gewaltsam geübten Sublimierungsversuchen von Schule und Elternhaus benimmt man sich genau so grausam, wie man ist, oder man gehäht sich so romantisch, weil man eben so empfindet. Man skalpiert, wenn man skalpieren will — zum Glück für die Erkorenen nur in der Phantasie. Man heiratet den jungen Grafen Udo Schoißengeier, weil man ihn mit allen Fasern eines hingebenden Jungmädchenherzens liebt — zum Trost der Angehörigen gleichfalls nur in der Phantasie. Ich möchte den Lausbuben kennen, der seinen emsig gesammelten Buffalo-Bill-Heften Stifters „Feldblumen“ vorzieht. Es soll ja Wunderkinder geben, die mit zwölf die Reden des Gotamo Buddho lesen. Wir trugen jedenfalls in diesem paradiesischen Alter Trapperhüte auf dem Kopf und hatten aufgenähte Fransen an den auch so ausgefransten Hosen. Und wir vergruben das Kriegebeil in

Nähe der Römischen Ruine des Schönbrunner Parks und konnten es dann zu unserem Leidwesen nie mehr finden, obwohl wir ganz genaue Situationszeichnungen hatten, die in berufte Rehlederflecke eingeritzt waren. Und unsere Kusinen und kleinen Freundinnen waren unere (verachteten) Squaws. Sie saßen im hässlichen Wigwam, lasen die Nataly von Eschtruth oder gar schon den Ganghofer. Glauben Sie, daß wir keine Indianer geworden wären, wenn wir Karl May, Buffalo Bill und Franz Treller nicht gelesen hätten?

Heute, wo wir alle leider längst schon wieder Bleichgesichter sind, muß ich sagen, daß der Schund lange nicht so gefährlich ist wie der Kitsch. Denn Kitsch ist Schund auf der Ebene der Kunst. Kitsch ist Täuschung, Lüge und Imitation. Kitsch arbeitet mit dem Raffinement, mit der Sublimation, ja sogar mit dem Ethos echter Kunst. Und ist doch nur Schund —

hundsgemeiner, erbärmlicher Schund. Da ist mir dieser ohne Maske schon lieber.

Ich weiß, Sie erwarten von mir sittliche oder zumindest ästhetische Entrüstung. Mir begegnet aber schon seit Jahren immer das Folgende: Ich sitze in der Bahn und mein Gegenüber ist ein kultivierter, intelligenter, sympathischer Herr in mittleren Jahren (oder eine nette, liebenswürdige, gebildete Dame). Er könnte Arzt, Rechtsanwalt, Mittelschulprofessor oder Prokurist sein; sie ist anscheinend gut verheiratet, hat Kinderstube und vielleicht auch eine Stube voller Kinder. Nach einer Weile zieht er (sie), allerdings nicht mit übertriebener Auffälligkeit, die Reiseliktüre aus der Tasche. Was, glauben Sie, liest er (sie)? Nicht Stifter und auch nicht den ewigen Buddho...

Sollten Sie am Ende selbst dieser Herr (diese Dame) sein?

Neues Österreich, Wien

5. II. 1950

B-6001